



DER TIPP

Nach der Demokratie

Regieren bald Computer statt Menschen? Und nicht bloß auf der Erde, sondern gleich in einem ganzen Planetensystem? Der Schriftsteller Leif Randt erkundet eine solche Utopie – oder ist es doch eher eine Horrordisziplin? – in seinem jüngsten Roman „Planet Magnon“ (Kiepenheuer & Witsch 2015). In der von ihm geschilderten Planetengemeinschaft hat sich der totale Frieden durchgesetzt, Nationen sind abgeschafft, und ein Computerprogramm namens ActualSanity ermittelt die Bedürfnisse der Bewohner nach bestimmten Algorithmen. Die Finanzen sind geregelt durch eine „planetengemeinschaftlich akzeptierte Fairness“. Ein Modell für die EU? Leif Brandt liest heute in der Kleinen Humboldt-Galerie (Unter den Linden 6, 24. 7., 19 Uhr)

BERLINER SZENE

SCHRECK

Hausfreund

Ich habe eine Maus. Vielleicht sind es sogar mehrere, ich weiß es nicht, gesehen habe ich immer nur die eine. Die aber dreimal. Falls es jeweils dieselbe war. Wie auch immer: Es gibt da also mindestens eine Maus in meiner Wohnung.

Anfangen hatte alles bei einem Viertelfinalspiel. Bayern gegen einen Klub aus den Ostgebieten der Ukraine. Das Spiel war früh entschieden, ich knusperte gelangweilt an einer Tüte Kartoffelchips. Da lugte sie plötzlich unter meinem Sofa hervor, um einen Krümel abzugreifen – ich habe mich so erschreckt, dass ich das Spiel sein lassen musste und die Nacht nicht schlafen konnte: Eine Maus! Ich war nicht mehr Herr im eigenen Haus!

Schrecklich, wie neurotisch

Leicht gebückt ging er durch die Wohnung

Ich bin, wie melodramatisch und grüblerisch, dachte ich und versuchte zunehmend verzweifelt, Schlaf zu finden. Am nächsten Tag rief ich die Hausverwaltung an und bestellte den Kammerjäger. Der hatte eh gerade im Haus zu tun, weil auch andere Mieter Mäuse gemeldet hatten – ein Berliner Problem, lernte ich, das bevorzugt in Altbauten vorkam. Mäuse verstecken sich gern unter den Diele, aha.

Der Kammerjäger sah selbst wie eine Maus aus. Leicht gebückt ging er durch die Wohnung, schnüffelte in den Ecken, und tatsächlich machte er Löcher in den Leisten und sonstwo aus. Er stopfte sie mit Drahtwolle aus und stellte Giftfallen auf. Von denen dann reichlich gefressen wurde.

Trotzdem sah ich die Maus noch einmal wieder. Und dann sehr lange nicht mehr, bis der KJ seine Fallen abholte. Kurz darauf huschte sie ein drittes Mal durch mein Wohnzimmer. Ich schrie auf, sie verzog sich. Die Löcher waren fast alle gestopft. Neulich machte ich auch das letzte Loch zu – das große unter der Spüle. Ein paar Tage später hörte ich noch einen langen, sehr lauten Klagegelaute. Das war es dann.

RENÉ HAMANN



Eingang zur Staatsgalerie 2011, als Robert Lippok und Dietrich Sagert ausstellten Foto: Staatsgalerie

Der Tod ist ein Zeitvertreib

EXPERIMENT Nach fünf Jahren schließt am Samstag die „Staatsgalerie Prenzlauer Berg“. Zum Finale steigt eine Gruppenschau mit 18 assoziierten Künstlern

VON ROBERT MIESSNER

Vor wenigen Wochen noch ging Henryk Gericke zur Arbeit durch die Hintertür seiner Wohnung. Der kurze Dienstweg hatte für den Gründer der Staatsgalerie Prenzlauer Berg Vor- und Nachteile. Gericke, der die Staatsgalerie im September 2010 am Anfang der Greifswalder Straße eröffnet hatte, wohnte in den angrenzenden Räumen und hielt die Tür zumeist offen. Es konnte vorkommen, dass Besucher der Galerie plötzlich vor seinen Bücher- und Plattenregalen oder gleich in der Küche standen. Gericke erklärte dann höflich, dass seine Privatsphäre nicht Teil einer erweiterten Installation sei.

Das muss er jetzt nicht mehr tun. Umgezogen ist er bereits. Sein Arbeitsweg führt ihn jetzt weg vom Kollwitzplatz, durch ein Viertel, das er im Gründungsmanifest seiner Staats-

„Öffentliche Demontage“, der Titel der Ausstellung basiert auf der Punkweisheit, die besagt, dass ein Untergang nicht das Ende ist

galerie Prenzlauer Berg in einem knappen Satz beschrieben hatte: „Da läutet es ‚Kolle Belle‘, da tönt es ‚Immanuelkirch Carré‘, da dröhnt es ‚Prenzlauerbogen‘ oder säuselt es ‚Winsgärten‘.“ Er fügte hinzu: „Eine solch stolze Gemeinde braucht einen Dom. Oder, reicht der Glaube nicht, eine Staatsgalerie.“ In den bisherigen Räumen eröffnete Gericke am gestrigen Donnerstagabend die letzte Ausstellung. Am Sonntagabend schließt die Galerie, nach-

dem mit dem Vermieter nicht mehr über die Miethöhe zu reden war.

Gericke, DDR-Punk alter Schule, mag das nicht beklagen. Ihm – er wurde zum Dichter, Verlagsmitbegründer, Plattenliebhaber und -händler, Ausstellungsmacher („too much future – Punk in der DDR“) und Zeitschriftenherausgeber – ging und geht es um Behauptung. Betont er, dass „Galerie“ im Rotwelschen für „Diebesbande“ steht, dann ist ihm das Vergnügen ins Gesicht geschrieben. Umso mehr, wenn man ihm die diesbezüglichen Nachforschungen des österreichischen Schriftstellers Hermann Gail zu lesen gibt: „Ein Galerist spaziert direkt aus dem Verbrecheralbum, welches früher Galerie genannt wurde. Doch nicht jeder x-beliebige Lump oder Vorbestrafte ist gleich ein Galerist. Ein wirklicher Galerist ist nur einer mit entsprechendem Flair, er muss

sich in der Unterwelt einen Namen gemacht haben. Ein Galerist hat Hirn und Eleganz.“

Die Räume der Staatsgalerie fand Gericke neben der von ihm frequentierten NEU!-Bar, in der er auch als DJ auftritt. Beiden Orten gemeinsam ist eine nicht ungefährliche Treppe ins Hinterzimmer. Ein Freund meinte: „Von hier kannst du eine Republik ausrufen.“ Gericke: „Einen Staat!“ Die solcherart getaufte Galerie sollte 90 Malerei- und Fotografieausstellungen präsentieren. Hinzu kamen über 200 Veranstaltungen – Lesungen, Konzerte, Film- und Buchpremierer, Bankette, Salons und eine Séance.

Die Ästhetik des Hauses speiste sich aus den Avantgarden des 20. Jahrhunderts, aus Surrealismus und nicht reaktionärer Romantik, aus einer grundsätzlichen Lust am Experiment, das nicht um seiner selbst willen durchgeführt wurde. Die

Ausstellungen und Ereignisse konnten verstören, sie konnten irritieren; immer eingedenk des Satzes von Jacques Prévert: „Wenn das Leben sich langweilt, ist der Tod sein Zeitvertreib.“

Eines war Gericke und dem Kreis der Künstler, Sympathisanten und Unterstützer wichtig: Das Gründungsmanifest der Galerie sprach von „einem Ort, der um seine Relevanz streiten und sie nicht mittels eines berühmten Lokalkolorits behaupten wird.“ Kein Museum der Moderne also noch das einer gewissen Subkultur, die mit dem Namen Prenzlauer Berg verknüpft ist und dem Bezirk einen Mythos verschaffte, der ihm nicht nur guttat.

Albanien, Litauen, Sachsen

Die jüngste Künstlerin der Galerie ist immer noch in den Zwanzigern; andere Beiträger stammen aus Albanien, Litauen, England oder Sachsen. Mit einer gewissen Ironie, die nicht mit Leichtfertigkeit verwechselt werden sollte, ließe sich daher vom Prenzlauer Berg als ortsungebundenem Territorium reden. „Er ist überall, wo nicht nirgends ist“, sagt Gericke. Seine vorläufige Abschiedsausstellung ist eine Gruppenschau mit 18 Künstlern, deren Arbeiten alle auf ihre Weise programmatisch für die Galerie stehen können. Zu sehen sind Objekte von Jens Becker, MK Kaehne und Robert Lippok, Fotokunst von Mathias Bertram, Joe Dilworth, Juliane Duda, Thomas Gust und Joerg Waehner. Die Maler Jürgen Eisenacher, Martin Frese und Jutta Scheiner sind dabei wie der Grafiker Frank Siwert. Micha Brendel und Johannes Jansen präsentieren Text-Bild-Hybride, Tippi Tillvind und Majla Zeneli Collagen.

„Öffentliche Demontage“, der Titel der Ausstellung, basiert auf der Punkweisheit, die besagt, dass ein Untergang nicht das Ende ist. 2016 will sich die Staatsgalerie Prenzlauer Berg neue Räume suchen. Vorher wird am Sonnabend um 20.00 Uhr der Schriftzug über dem Eingang Buchstabe für Buchstabe demontiert. Das Messingschild daneben hat bereits Patina angesetzt und einige Buchstaben eingebüßt. Es liest sich mittlerweile „Staatsgalerie Rfnzuer Berg.“ Das nun säuselt so wenig, wie es tönt. Es knarrt und knirscht.

■ Öffentliche Demontage der Staatsgalerie Prenzlauer Berg, Greifswalder Str. 128; noch bis Samstag; Finissage 25. 7. um 19.00 Uhr

Wie der Jazz nach Indien kam

Von Goa bis Bombay ist es für indische Verhältnisse nicht weit. Schon in den 30er Jahren führen goanische Musiker oft in die Filmmetropole Bombay. Dort hin waren damals Jazzer aus Amerika eingeladen worden, um in den Hotels für betuchte Kunden zu spielen, vor allem in der Luxusherberge „Taj Mahal“.

Die Zaungäste aus der damaligen portugiesischen Kolonie Goa waren schnell fasziniert von diesen Klängen – und hatten den sehnlichen Wunsch, mitzuspielen. Der Journalist Naresch Fernandes hat diese Geschichte für sein Buch „The Story of Bombay's Jazz Age“, recherchiert und berichtet darüber am Samstag auf dem Festival „Wassermusik“ im Haus der Kulturen der Welt (HKW): „Die Gäste aus Amerika haben den lokalen Kollegen aus Goa im Prinzip beigebracht, wie man Jazz spielt. Sie

WASSERMUSIK Bis 1961 war Goa eine portugiesische Kolonie. Was aus dem musikalischen Erbe der Kolonialmacht geworden ist? Konkani-Pop. Zu hören am Samstag beim Festival „Wassermusik“

waren wiederum stark an allem interessiert, was mit Mahatma Gandhi zu tun hatte.“

Fernandes kommt auf Einladung des HKW und der Indien-Kennerin Sigrid Pfeffer. Sie hat zudem indische Musiker überredet, als „Konkani Goan Allstars“ ihr deutsches Konzertdebüt zu geben. Die Formation wird am Samstag Klassiker der Konkani-Musik, namentlich von Chris Perry und Lorna, neu interpretieren.

Nach ihrem Konzert gibt's die Lovestory zwischen dem Konkani-Traumpaar Chris Perry und Sängerin Lorna auch als Film. „Lets Dance to the Rhythm“ erzählt nebenbei auch die Geschichte der Konkani-Musik, beginnend im Jahr 1964, drei Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit.

Konkani-Musik hat sich aus den Cantaras entwickelt, Liedern, die einst im Theater ge-

spielt worden waren. Die Einflüsse reichen zurück bis ins 16. Jahrhundert, als Portugals Seeflotte Goa erobert hatte. Christliche Missionare wollten über die Musik die Hindu-Bevölkerung erreichen. Sigrid Pfeffer sagt, die Musik aus Goa unterscheidet sich von anderen indischen Regionen dadurch, dass sie verschiedene Traditionen hat. Sowohl westliche als auch hinduistische, die sich im Lauf der Jahrhunderte auch miteinander vermischt haben. „Und es entstanden neue Varianten religiöser, populärer und auch volkstümlicher Musik.“

Ungewöhnlicher Stilmix

Ein Festival mit dem Anspruch, ganz Indien und die Diaspora halbwegs abzudecken, braucht auch einen Bhangra-Act. Fast 15 Jahre nachdem Panjabi MC in Deutschland mit „Mundian

to Bach Ke“ einen Superhit landen konnte, kommen am Freitag Swami nach Berlin – mit ihrem Mix aus Dhol-Drums, Hip-Hop, Breakbeats und viel Bass. Die Band um den Londoner Produzenten Diamond Duggal alias DJ Swami hat sich längst als feste Größe der internationalen Szene etabliert.

Noch ungewöhnlicher wird der Stilmix bei der New Yorker Band „Red Baraat“. Zur Dhol-Trommel kommen Posanunen. Nordindische Beats treffen auf alles, was man zwischen Jazz und HipHop in Brooklyn 2015 vermutet. Ihre Musik erzählt die Geschichte einer ganz speziellen musikalischen Globalisierung – die in den 30er Jahren in Bombay ihren Anfang genommen hat.

STEFAN MÜLLER

■ 25. + 26. Juli, HKW, Programm unter www.hkw.de